

ZEUGENSCHRIFTUM

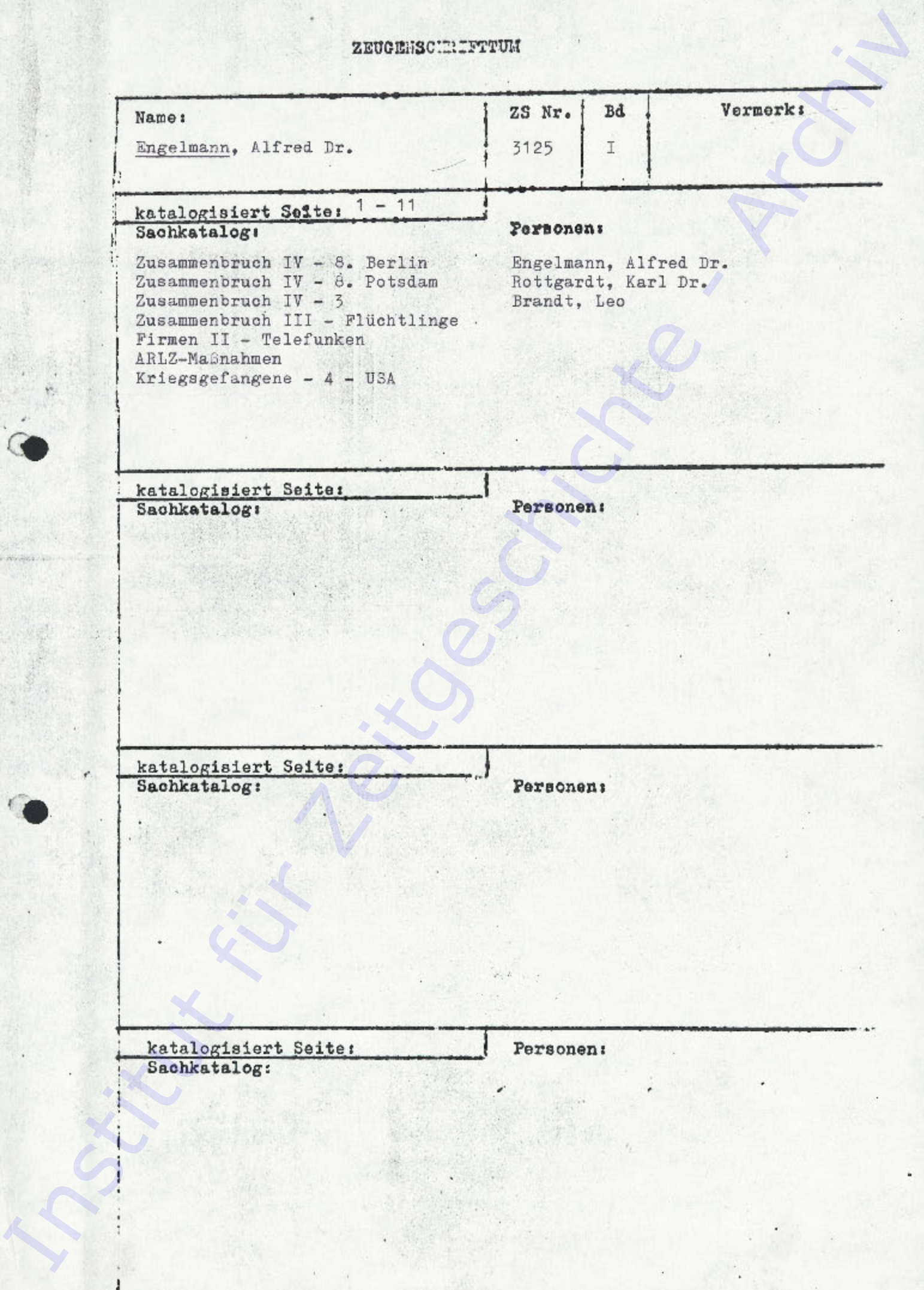
<b>Name:</b> Engelmann, Alfred Dr.	<b>ZS Nr.</b> 3125	<b>Bd</b> I	<b>Vermerk:</b>
---------------------------------------	-----------------------	----------------	-----------------

<b>katalogisiert Seite:</b> 1 - 11	
<b>Sachkatalog:</b> Zusammenbruch IV - 8. Berlin Zusammenbruch IV - 8. Potsdam Zusammenbruch IV - 3 Zusammenbruch III - Flüchtlinge Firmen II - Telefunken ARLZ-Maßnahmen Kriegsgefangene - 4 - USA	<b>Personen:</b> Engelmann, Alfred Dr. Rottgardt, Karl Dr. Brandt, Leo

<b>katalogisiert Seite:</b>	
<b>Sachkatalog:</b>	<b>Personen:</b>

<b>katalogisiert Seite:</b>	
<b>Sachkatalog:</b>	<b>Personen:</b>

<b>katalogisiert Seite:</b>	
<b>Sachkatalog:</b>	<b>Personen:</b>



V o r w o r t

Der nachstehende Bericht: "Wie ich das Kriegsende erlebte", niedergeschrieben etwa im August 1945, wenige Wochen nach meiner Ankunft in München, bedarf heute nach rund 35 Jahren einiger ergänzender Bemerkungen, wenn er für archivalische Zwecke verwertbar sein soll. Der Verfasser, Dr. Ing. Alfred Engelmann, geb. 1908 in Dresden, war im Telefunken-Werk Berlin-Zehlendorf als Spezialist für Elektronenröhren bei Kriegsende tätig. Er gehörte zu dem Kreis der sogenannten doppelt UK-gestellten, die keinesfalls zum Kampfeinsatz herangezogen werden durften, da sie zur Erhaltung der unbedingt kriegswichtigen Industrie notwendig waren.

Nachstehend einige Erläuterungen: Der zu Beginn des Berichtes genannte Dr. Karl Rottgardt war das für den Kriegseinsatz zuständige Vorstandsmitglied von Telefunken. Die Herren Brandt, Maas und Kotowsky gehörten als Entwicklungs-Chefs zu den engsten Mitarbeitern von Dr. Rottgardt. Herr Leo Brandt ( ) hat sich später einen Namen in leitenden Positionen in der Regierung von Nordrhein-Westfalen gemacht. - Esser als Vorsitzender des Betriebsrates ist ebenso wie Dr. Rottgardt später von den Russen verhaftet worden; beider Schicksale sind letztlich ungeklärt.

Das Röhrenwerk von Telefunken liegt in Moabit, also im Norden Berlins, die Luftlinie zwischen diesem und dem Zehlendorfer Werk beträgt etwa 20 km. Die Leitung des Röhrenwerks befand sich in den Händen der Herren Dr. Weth, Dr. Wiegand (†), Dr. Hans-Wolrad Wolff (†) und Dr. Paul Wolf (†).

Die Lu-Aktion (Lu-Befehl) war das Stichwort für die Lähmungsaktion; unter dieser verstand man eine Verhinderung weiterer Produktion durch Entfernung funktionswichtiger Teile aus den Forschungs- und Produktionsmitteln. Diese Teile durften nicht vernichtet werden, sondern nur versteckt, da man der offiziellen Lesart nach die entsprechenden kriegswichtigen Werke bald wieder freikämpfen würde. (s. Führererlaß vom 30.3.45 Pkt. 3 nach Albert Speer: Erinnerungen).

Allen Einsichtigen war spätestens Mitte April 1945 klar, daß keinerlei Chance bestand, das Ende mit totaler Unterwerfung aufzuhalten. Von diesem Zeitpunkt ab gab es nur noch den persönlich zu bestimmenden Weg des Überlebens; er führte auf dem häufig verschlungenen, schmalen Pfad zwischen fliegenden Standgerichten, den Gefahren, bei Kriegshandlungen zu Schaden zu kommen, und der russischen Gefangenschaft hindurch. Antrieb meines Handelns von diesem Zeitpunkt ab war die Verpflichtung, gesund zu meiner Frau mit unseren drei kleinen Söhnen in ihrem Verlagerungsort Storchsdorf nahe Rottenbach im Thüringer Wald zu kommen, um für ihr Weiterleben sorgen zu können. Es gelang mir schließlich auch, in einem neuntägigen Fußmarsch von über 250 km von Arendsee in der Altmark nach Thüringen zu kommen.

Nachdem die bis zuletzt von den Amerikanern geheingehaltene Räumung Thüringens und der alsbaldige Einmarsch der Russen bekannt geworden war, mußte kurzfristig erneut, diesmal mit der ganzen Familie, die Flucht aus der russischen Einflußzone gewagt werden. Am 22. Juni 1945 trafen wir auf einem von München nach Thüringen entsandten Lkw in München ein. Unter unsäglichen Mühen begann der Wiederaufbau einer bürgerlichen Existenz.

Dachau im März 1980.

Alfred Kuplmann

75-3125-4

Wie ich das Kriegsende erlebte.

21. April 1945

Nach erheblichen Mühen erreichte ich gegen 1/2 9 Uhr - von Potsdam kommend - Zehlendorf. Eine Rückfrage bei Frl. J a h n ergab, dass die übliche Sonnabend-Sitzung unter Vorsitz von R o t t g a r d t stattfinden soll. Es wird eine Gespenster-Sitzung. Der sonst überfüllte grosse Sitzungssaal zeigt fast nur noch einige Telefunken-Mitarbeiter; die Behördenvertreter sind bis auf zwei verschwunden. Trotzdem wird auf Monate voraus geplant, als wenn nichts Aussergewöhnliches geschehen würde. In die Sitzung hinein platzt der Anruf vom Bunker Erika, dass die Gegend im Norden unter russischem Artilleriefeuer liegt. Rottgardt will einfach nicht glauben, dass dies der Fall ist und tut die Angelegenheit in seiner bekannten Manier mit einer verirrten Granate ab.

Nach Dienstschluss wird die Heimfahrt nach Potsdam zu einem Martyrium. Trotz besonderer Ausweise, die eine Begrenzung der Fahrtberechtigten auf einen geringen Prozentsatz herbeiführen soll, herrscht Ueberfülle. Nur gelegentlich geht ein S-Bahn-Zug. Gegen 6 Uhr abends komme ich in Potsdam an. Ueber allen liegt eine drückende Stimmung der Ungewissheit, gemischt mit einer Portion Fatalismus, da man sich vor die Unentrinnbarkeit einer langsam heranwühlenden Schicksalswoge gestellt sieht. Auch in Potsdam hat sich die Nervosität gesteigert. Die lange Brücke ist zur Sprengung vorbereitet und angeblich schon gesperrt. Das Herannahen der Russen ist jedoch durch die akuterer Sorgen, die auf die furchtbaren Zerstörungen des Luftangriffes vom 14.4. zurückgehen, etwas in den Hintergrund getreten.

22. April 1945

Die Nacht verlief verhältnismässig ruhig, aber am Sonntag Morgen kommt die Alarmierung des Volkssturmes. Angeblich stehen russische Panzer bereits bei Michendorf. Ich lege meine doppelte uk.-Stellung vor und erkläre, dass ich die Anweisung habe, mich sofort ins Werk zu begeben. Mit einer Teilnahme an dem Volkssturm könne man für meine Person nicht rechnen. Bei strahlendem Frühlingswetter zeigt das unaufhörliche An- und Abfliegen sowjetrussischer Schlachtflugzeuge das Nöherrücken der Front unzweideutig an. Eine fernmündliche Verbindung mit Berlin ist seit dem Luftangriff nicht mehr zu bekommen. Ich entschliesse mich also, gegen Mittag, mit Fahrrad und einer sorgfältigen Auswahl von Notgepäck ins Werk zu fahren. Um 2 Uhr starte ich, erreiche auch tatsächlich einen S-Bahn-Engszug und gelange gegen 5 Uhr ins Werk.

Noch ehe ich dazu komme, mich bei Rottgardt zu melden, erfahre ich die Sensation der Stunde: F r a n d t, M a a s, und K o t o w s - k y sind in der vergangenen Nacht abgehauen. Rottgardt versucht mit allen Mitteln, der Flüchtigen habhaft zu werden.

W e h m e y e r und H e t t l i n g, die letzten Getreuen aus der Abteilung, sind ebenfalls anwesend. Die Schlachtfliegerangriffe steigern sich. Man muss schon mit einiger Vorsicht über das Fabrikgelände gehen. Die zweite Sensation: Rottgardt und E s s e r kommen von der Teltower-Brücke zurück und erklären, 60 russische Panzer seien in Teltow eingedrungen. Die Lu-Aktion wird nunmehr ohne ausdrücklichen Befehl in Gang gesetzt. Der vorgesehene Abtransport

funktioniert natürlich nicht wie vorgesehen; es bleibt im Grunde genommen nur übrig, gKdos-Material einem vor dem Bauteil A angezündeten Feuer zu übergeben. Endlich gibt es einmal anständiges Essen aus der Werksküche. Wir drei richten uns im Ela-Raum des Bauteiles M so häuslich wie möglich ein. Die Stimmung ist eine merkwürdige Mischung aus äusserer Geschäftigkeit, Nervosität, innerer Apathie und Sorge um die Angehörigen. Die Verbindung zu Frau und Kindern war ja bereits am 12. April abgerissen. Ein letzter Funkspruch aus Blankenburg liess hoffen, dass keine grösseren Kämpfe in dieser Gegend stattgefunden hatten.

Der Nachrichtenführer der 1. Flak-Division Major **F r a n k e** fordert uns auf, einen Reparatur-Notbetrieb für die Festung Berlin einzurichten.

23. April 1945

Nach verhältnismässig ruhiger Nacht beginnt am Morgen des Montags ein Artillerie-Duell zwischen verstreuten Batterien in Zehlendorf und russischer Artillerie im Raum südlich von Teltow. Der Beschuss geht über das Werk hinweg, seine verhältnismässig harmlose Wirkung hindert uns nicht daran, den Versuch zu machen, noch einige dienstliche Funktionen wahrzunehmen. Fräulein **S e i d l** ist in der Zwischenzeit ebenfalls eingetroffen und ergänzt unser Häufchen. Ständig sind Feindflingzeuge über uns, einen geregelten Fliegeralarm gibt es nicht mehr. Man muss etwas vorsichtig sein, wenn man draussen herumläuft. Wir gehören schon langsam zur unmittelbaren Front. Im Laufe des Nachmittags steigert sich die Kampftätigkeit südlich des Werkes in der Gegend Teltow erheblich. Rottgardt glaubt noch immer, dass grossangelegte Gegenmassnahmen den russischen Panzer-Vorstoss vertreiben werden. Er versucht, mit dem Kampf-Kommandanten Verbindung zu bekommen und glaubt durch seinen Einfluss die Kampf-Aktivität irgendwie steigern zu können.

Als man in den Abendstunden versucht, durch eine telefonische Rückfrage bei der Zellwolle A.-G. am Teltow-Kanal Aufklärung über die dortige militärische Lage zu erhalten, antwortet diese Stelle nicht mehr. In den späten Abendstunden erhalte ich den Auftrag, zusammen mit Wehmeyer eine Erkundungsfahrt an den Teltow-Kanal zu unternehmen um die Lage zu klären. Die Feuerbrände, die in Berlin wüten, färben den Himmel blutig rot. Man hört eine sowjetrussische "Nähmaschine" über uns kreisen. Gelegentlich fällt eine Bombe. Im Werksgelände der Zellwolle brennt es. Vereinzeltes Artilleriefeuer, dazwischen in unregelmässiger Folge ein paar MG.- oder MP.-Garben. Die Görz-Allee ist menschenleer. Erst bei Zeiss-Ikon stellen wir eine kleine, versprengte Gruppe von Luftwaffen-Soldaten fest, die weder Befehl, noch Kenntnis von der Lage haben. Schliesslich tasten wir uns bis kurz vor die Spinnstoff-A.-G. vor. Das brennende Gebäude beleuchtet die Umgebung spärlich. Plötzlich ein Anruf des Postens: "Runter von der Strasse, Sie befinden sich in Feindeinsicht!" Geduckt, an der Mauer entlang, werden wir zu einem Unteroffizier geführt, dem dieser Abschnitt untersteht. Er erzählt, dass sie vor kurzem einen Uebersetz-Versuch der Russen über den Teltow-Kanal abgewehrt haben, eines von ihren zwei Maschinengewehren ist dabei ausgefallen. Die Kompanie selbst besteht aus kaum 50 Leuten, gemischt aus Volksturmssoldaten, Leuten aus einer Genesungskompanie und einigen Hitler-Jugend-Angehörigen. Das eine dort eingesetzte 8 cm Flak-Geschütz ist getürmt. Ueberall das Gefühl der Hoffnungslosigkeit. Schliesslich werden wir zum Gefechtsstand geführt, der sich im Keller des Zeiss-Ikon-Werkes befindet. Der Kompanieführer, ein Oberleutnant, erklärt, es fehlt

ihm an allem. Eine Verbindung zum Kampf-Kommandanten besteht nicht. Nicht einmal eine Fernsprechverbindung zu den vordersten Stellungen am Kanal hätte er. Ueber die Nachbartruppenteile ist er im unklaren. 50 Mann, kaum bewaffnet, auf 500 Meter Breite zeigt, wie die so hochtönend angepriesene Verteidigung Berlins eine reine Farce ist. Wir übernehmen es, ihm aus Werkmitteln eine Fernsprech-Verbindung von einigen 100 Metern Länge von seinem Gefechtsstand zu der vordersten Linie am Teltow-Kanal zu bauen. Gegen 2 Uhr berichtet mir Wehmeyer, dass die Verbindung hergestellt ist; sie sollte keinen langen Bestand haben. Zufälligerweise erfuhren wir, am 25. abends im Zoo-Bunker, dass am kommenden Morgen diese ganze Kompanie restlos aufgegeben wurde. Einige Nebelwerfer stehen auf dem Schwarzkopfgelände. Auch ihnen fehlt jede Verbindung, jeder klare Kampfauftrag. Es besteht nun kein Zweifel mehr, der Einbruch des offensichtlich sehr zahlreichen Feindes, der überraschend vor einigen Tagen südlich am Ostriegel der Verteidigung Berlins vorbeigestossen war, wird in wenigen Stunden auch im Süden in das Stadtgebiet erfolgt sein.

24. April

Gegen 2 Uhr nachts sinken wir todmüde für kurze Zeit auf unsere Feldbetten. Gegen 1/2 5 Uhr weckt uns die Detonation eines kleinkalibrigen Artilleriegeschosses, das offensichtlich über uns ins Gebäude eingeschlagen ist. Sekunden später fliegen wir fast aus den Betten. Die erste, grosskalibrige Artillerie-Salve hat unmittelbar neben uns eingeschlagen. Stiefel an und Deckung hinter den Tragpfeilern des Kellerraumes genommen. Ununterbrochen schlagen die Geschosse aller Kaliber um uns herum ein, man merkt, dass das Bereitstellungsgelände unter eine systematische Feuerwalze gelegt werden soll. Der Schwerpunkt verschiebt sich etwa um einen km Breite mehrfach hin und her, sodass man kurzzeitig Gelegenheiten hat, die Nase einmal herauszustecken. Die Beschädigungen sind geringer als vermutet, wenn auch keine einzige heile Fensterscheibe mehr festzustellen ist. Nun überstürzen sich die Ereignisse. Die Kampftätigkeit am Teltow-Kanal schwillt an. Ein Besuch bei der B-Stelle der Artillerie im Werksturm lässt erkennen, dass auch hier die Führung jeglichen Ueberblick verloren hat und mehr oder weniger dumpf auf das Ende wartet. Deutlich sind sowjetrussische Panzer durch das Scherenfernrohr zu erkennen. Noch einmal soll ich die Lage am Teltow-Kanal erkunden. Zwischen den Artillerie-Einschlägen gelingt es mir bis zum Ausländer-Lager zu kommen, und dort eine aus wenigen Mann bestehende Einsatzgruppe zu erreichen. Eine 3,7 cm Flak-Kanone ist gesprengt; es gibt keine Munition mehr. Einige LN-Soldaten, die sich im Werk befinden, sollen in die Verteidigung selbst eingereicht werden. Man spürt deutlich, dass nur noch Wahnsinn und Verzweiflung die Führung beherrschen. Gegen Mittag soll der Russe in einzelnen Gruppen den Teltow-Kanal überwunden haben. Das unaufhörliche Gewehr- und MG.-Feuer steigert sich zusehends. Einige Flüchtlinge, darunter Frauen und Kinder, sind im Werk angekommen. Man versucht seit 1/2 3 Uhr einen Lastwagen zum Abtransport dieser Frauen flott zu machen. Zwischen 4 und 1/2 5 Uhr kommt es tatsächlich zum Start. Immer wieder musste die Beladung unterbrochen werden, da Tieffliegerangriff auf Tieffliegerangriff erfolgt, Bomben schlagen ins Werkgelände ein, man sieht die grossen, ziemlich langsamen Schlachtflugzeuge der Russen ohne die geringste Bekämpfung ruhig ihre Bahn ziehen, ihre Bomben werfen und mit ihren Bordkanonen in das Kampfgeschehen eingreifen. Um 1/2 5 Uhr schliesslich ruft Rottgardt die Verbliebenen zusammen und erklärt, er entlasse jetzt alle aus dem Werk, da eine weitere Tätigkeit vorläufig undurchführbar sei, betonte jedoch, dass alle doppelt uk.-Gestellten sich sofort nach Vertreibung der Russen wieder im Werke einzufinden hätten. Er glaubte wohl

wirklich daran, dass es noch eine Wendung des Schicksals gäbe. Kurzes Schwanken, ob wir im Werk bleiben oder ob wir versuchen sollen, dem sich immer mehr steigernden Inferno zu entgehen.

Wir drei beschliessen in letzter Minute, nachdem Fräulein Seidl mit dem Autotransport abgefahren ist, uns zum Röhrenwerk durchzuschlagen. Hastig ergreifen wir Fahrräder und Gepäck. Die ersten erdbräunten Gestalten laufen bereits über das Sportplatzgelände, als wir versuchen durch Tor 3 hindurch den Osteweg entlang zu fahren. Gewehrfeuer bereits links von uns. Anscheinend sind die Russen schon bei den Baracken der LN-Soldaten durchgebrochen. Die letzte deutsche Infanterie-Patrouille, bestehend aus wenigen Mann, ist bereits an der Carstenn-Strasse. Wir befinden uns also mitten zwischen den Linien, das Zwischern der Infanterie-Kugeln, das schrille Pfeifen der Panzer-Granaten und das dumpfe Dröhnen der Stalin-Orgel ist rings um uns. So schnell wie irgend möglich fahren wir mit den Rädern den Osteweg entlang, biegen in die Carstenn-Strasse ein, wo verstreut Einwohner gelegentlich den Kopf zur Haustüre herausstrecken. Wir fahren einen Umweg, an der SS.-Kaserne vorbei, da angeblich der direkte Weg zum Bahnhof Lichterfelde-West bereits gesperrt ist. Es mutet grotesk an, als einige Volkssturm-Gestalten ein paar Erdlöcher mit einigen grünen Zweigen "tarnen" wollen. Mit klopfendem Herzen erreichen wir schliesslich Bahnhof Lichterfelde-West. Zwischen der Front und uns liegt jetzt schätzungsweise wieder 1 km Entfernung. Es ist wieder etwas ruhiger. Gelegentlich sieht man wieder Zivilisten auf der Strasse. Das Gepäck wird in Ordnung gebracht und wir fahren weiter nach Dahlem, Richtung West-Kreuz. In Dahlem ist das Leben noch verhältnismässig friedlich. Wir sehen noch eine Frau, die einen Blechkuchen zum Bäcker trägt. Wenn man es bisher nicht schon gewusst hatte, so ist es jetzt eine unumstössliche Tatsache, dass die Rede von G o e b b e l s über die unerhörte Verteidigungsstärke Berlins eine der gemeinsten Lügen war, die je aufgetischt worden ist. Auf der ganzen Fahrt quer durch Berlin sind nicht eine schwere Waffe und kaum 100 ausgemergelte Soldaten zu sehen. Es ist nichts mehr da.

In Charlottenburg versuchen Halbwüchsige, uns die Räder abzunehmen. Einige unzweideutige Worte genügen, um sie zu verscheuchen. In der Gegend der Augusta-Allee kommen wir wieder in den Bereich des Artillerie-Feuers von der Nordfront. Ohne grösseren Zwischenfall erreichen wir das Werk in der Sickingen-Strasse.

Dr. W e t h , Dr. W i e g a n d , die beiden W ö l f e und viele andere sind anwesend. Nach einem kurzen Bericht über die Lage in Zehlendorf werden wir zu einem reichhaltigen Abendessen eingeladen. Noch liegt kein Lu.-Befehl vor. Eine drückende Unsicherheit kennzeichnet auch hier die Lage. In den tiefen Kellern verbringen wir trotz sich steigernder Luft- und Artillerie-Angriffe eine verhältnismässig ruhige Nacht. Es wird uns drei Eng-Verbundenen klar, dass es nunmehr höchste Zeit ist, den endgültigen Entschluss zu fassen, ob wir in Berlin bleiben sollen oder ob noch der Versuch unternommen werden soll, unsere Familien im Westen zu erreichen. Es war uns klar, dass es dafür nur einen "legalen" Ausweg gab.

25. April 1945

Aus den verschiedenen Nachrichten, die in der Nacht eingetroffen waren, konnte man entnehmen, dass sich die Lage von Stunde zu Stunde verschärft. Ein Versuch, den Nafü. der 1. Flak-Division fernmündlich zu erreichen, scheitert. Auch die Notleitungen sind unter-

brochen. Schliesslich gegen Mittag gelingt die Verbindung. Er erklärt, dass er noch gewisse Mengen Röhren benötigt. Wehmeyer und ich schwingen uns gegen 14 Uhr aufs Rad und erreichen nach mühevoller Fahrt durch geschlossene Panzersperren - ständig gegen die Tief-Fliegerangriffe Deckung suchend - den Befehlsbunker am Zoo. Schliesslich können wir Major Franke selbst sprechen und machen ihn auf die Zille mit wertvollsten Röhren im Raume zwischen Potsdam und Ketzin aufmerksam. Unser Plan gelingt. Wir erhalten einen Marschbefehl, unter allen Umständen diesen Kahn zu erreichen und ihn nach Möglichkeit in Richtung Norddeutschland in Marsch zu setzen. Gegen 18 Uhr abends erreichen wir wieder das Röhrenwerk. Schnell werden die Sachen gepackt, Marschverpflegung empfangen und um 20 Uhr rollen wir aus der Sickingenstrasse hinaus gen Westen. Nach einigen 100 Metern Reifenpanne mitten in Artilleriefeuer. Nie haben wir so schnell eine Radpanne beseitigt wie hier. Es geht weiter nach der Heerstrasse zu; verhältnismässig wenig Verkehr. Geringer Artilleriebeschuss. Merkwürdig leer ist die Ausfallstrasse nach dem Westen. Noch um 5 Uhr hatte uns der IA mitgeteilt, dass die Gegend zwischen Potsdam und Spandau feindfrei sei. An der grossen Havel-Brücke hört jeder Verkehr stadtauswärts auf, im Gegenteil, Einzelne bewegen sich nach dem Stadttinneren zu. Am Beginn der Döberitzer-Chaussee erklären uns einige Zivilisten, der Ring um Berlin ist geschlossen, jeder Versuch auszubrechen, ist zwecklos.

Wir hatten zu viele unrichtige Parolen gehört, um dieser einen - für uns so entscheidenden - zu glauben. Bei diesigem Mondlicht redeln wir lautlos gen Seefeld. Kampflärm und Leuchtkugeln aus Nordwest. Mitten in Seefeld Anruf des deutschen Postens: "Wo wollen Sie denn hin? Einige 100 Meter weiter steht der Russe, die Strasse liegt unter Streufeuer." Ueber die Lage in der näheren Umgebung wusste man natürlich nichts. Wir wenden uns etwas südlicher und erreichen auf Waldwegen die Zufahrtsstrasse nach Gross-Glienicke. Ein Volksturmposten glaubt, die Durchfahrt in Richtung Ketzin sei frei. Im Ort selbst das gleiche Bild, Totenstille, ein vereinzelter Posten im Strassengraben hält uns zurück und weist uns auf das Gleiskettengeräusch in einigen 100 Meter Entfernung hin. Wieder sind uns russische Truppen suvorgekommen. Der Kompanieführer auf dem Kompaniegefechtsstand hat keinerlei Verbindungen mehr zum Bataillon. Die Leitung ist zerschossen, die Munition knapp, die Truppe wäre erneut Angriff kaum mehr gewachsen. Wieder das gleiche Bild einer hoffnungslosen Situation. Er empfiehlt uns, den Regimentsgefechtsstand in Kladow aufzusuchen, um dort etwas Näheres über die Lage zu erfahren. Innerlich ziemlich hoffnungslos machen wir uns auf den Weg. Zwischendurch Kontrollen durch Volksturm, nur vereinzelte, schanzende Gruppen längs der Strasse, ein Schutzmann in Kladow erklärt, "hier ist alles zu, in Sakrow stehen bereits die Russen." Gegen 1 Uhr teilt uns der Ordonnanzoffizier im Stabsgebäude der Luftkriegsakademie nach Vorlage unseres Marschbefehles mit, dass vielleicht die Hoffnung bestünde, in Sakrow mit der Fähre das jenseitige Havel-Ufer zu erreichen und damit einen Weg aus der Umklammerung zu finden. Sakrow sei in den Abendstunden freigekämpft worden. Er liess uns nicht im Zweifel darüber, dass unser Versuch, ein sehr unsicheres Unternehmen sei, insbesondere die Gefahr bestünde, vom Gegner gefangen genommen zu werden. Unbehelligt kommen wir bis zum Lokal "Dr. Faust", in dem eine abgekämpfte, gemischt deutsch-ungarische Kompanie liegt. Der Kompanieführer erklärt uns, wir könnten den Versuch machen mit der Fähre überzusetzen, müssten aber mit russischem Beschuss rechnen, da etwa 150 Meter entfernt die russischen Vorposten liegen. Wir kommen gut übers Wasser, die Grunewaldstrasse ist frei. Der Kessel ist durchbrochen.

Wir nähern uns der Glienicker-Brücke in Potsdam. Kurze Kontrolle durch wenige Volkssturmposten und dann fahren wir durch die neue König-Strasse dem Zentrum zu. Je mehr wir uns dem Innern Potsdams nähern, desto furchtbarer wird das Bild. Noch liegen überall die Trümmer des grossen Luftangriffes. Unaufhörliches Artilleriefeuer schlägt in die Strassen, Splitter und Bröcken sausen uns um die Ohren, Brände wüten, Potsdam scheint ausgestorben. An der langen Brücke, die gesprengt ist, wird angeblich schwer gekämpft. Bange Sorge um meine Angehörigen bewegt mich, die ich in ihrem Haus jenseits der Havel vermute. Ein Versprengter erklärt mir, auf Befragen, dass bei Hermannswerder schwere Kämpfe toben und der Russe versucht, an dieser Stelle die Havel zu überschreiten. Ohne Nachricht geben zu können, muss ich so schnell wie möglich aus Potsdam raus, denn wir spüren die Stunde drängt, wenn es uns noch gelingen soll, den Westen zu erreichen. Auf der Strasse nach Geltow merken wir, dass wir in einen neuen Kampfschwerpunkt hineinrollen. Unaufhörlich liegt das Störungsfeuer auf dieser wichtigen Verbindungslinie. Ohne Deckung heisst es hindurch. Es bleibt keine andere Wahl. Im Morgengrauen erreichen wir Baumgartenbrück. Völliges Durcheinander. Kein Mensch weisse etwas über die Lage, angeblich soll die Verbindung nach Brandenburg frei gekämpft werden. Die Brücke ist unpassierbar, da sie unter direkter Feindeinsicht liegt. Auch hier Auflösungserscheinungen auf der ganzen Linie. Wir entschliessen uns, nach einer kurzen Ruhepause in einer überfüllten Veranda, zur Eisenbahnbrücke nach Werder zu fahren. Kurz zuvor ist ein Tief-fliegerangriff vorübergegangen. Einige tote Volkssturmasoldaten liegen in einem Garten gebettet. Tote Pferde versperren die Strasse. Wir kommen unbehelligt bis zur Eisenbahnbrücke und hinüber nach Werder. Der örtliche Kampfkommandant soll sich im Bahnhofhotel befinden. Es stimmt. Es ist ein Fliegeroberst, Kommandant des E-Hafens Werder, eine hoffnungslose Gestalt; völlig kopf- und entschlosslos hatte er den Fliegerhorst beim Auftauchen zweier russischer Panzer geräumt und alles in Stich gelassen. Nach kurzer Unterredung gingen wir. Es ekelte einen an. Soviel aber wussten wir schon, offensichtlich war ein zweiter russischer Ring jenseits des Schwielow-Sees und der Havel um die Reichshauptstadt gelegt. Wahrscheinlich war unser Auftrag damit endgültig undurchführbar.

Donnerstag, den 26. April 1945

Die letzte Nacht war ohne Caesur vorübergegangen. Die vorstehenden Schilderungen bezogen sich bereits auf die Morgenstunden des 26. April. Gegen Mittag erreichen wir eine Landesschützen-Kompanie im Innern Werders, deren Kompanieführer uns in freundschaftlicher Weise aufnahm, verpflegte und uns anbot, für einige Stunden in seiner Unterkunft auszuruhen. Fest stand nunmehr bereits, dass alle Ausgänge von Werder durch russische Kräfte besetzt waren.

Freitag, den 27. April 1945

Wir entschliessen uns zu einem Versuch über Kennitz-Grosskreuz durch das russisch besetzte Gebiet durchzudiffundieren. In Kennitz selbst, jenseits der Autobahn, befinden wir uns bereits im "russischen Gebiet". Erkundigung bei einem Verwundeten ergab, dass ein Weitervorstossen unmöglich wäre. Alle Zivilisten kommen in ein Auffanglager nach Lehnin. Wir entschliessen uns also, zurück nach Werder zu fahren. Durch Zufall treffen wir unseren Frauentransport, der ebenfalls in Werder hängengeblieben ist. Wiedersehen mit Fräulein Seidl.

Samstag, 28. April 1945

Schon am Vormittag war das Gerücht zu uns gedrungen, die 8. Armee habe von Westen kommend kehrtgemacht und marschiere nach Berlin, um den Ring um Berlin aufzubrechen. Eine Erkundungsfahrt nach dem Rittergut Pätzow ergab die Richtigkeit dieser zunächst kaum glaublichen Mär. Eine Spitze von "Grossdeutschland" hatte im Rittergut Quartier bezogen. Nach sorgfältiger Prüfung unserer Ausweise wurde uns die Lage mitgeteilt und erklärt, eine Durchfahrt sei in Richtung nach Ferch möglich.

Sonntag, 29. April 1945

In den frühen Morgenstunden starten wir mit nochmals erleichtertem Gepäck aus unserem Quartier im Innern von Werder. Kurz vorher wäre Wehmeyer beinahe noch das Opfer eines offensichtlich auf ihn gezielten, russischen Panzerbeschusses von den Höhen jenseits des Wassers geworden. Wir kommen unangefochten bis Pätzow, erhalten Weisungen und schlagen uns am Uferpfad des Schwielow-Sees bis Ferch durch. Ferch ist soeben nach harten Kämpfen wieder in deutscher Hand. Wir gewinnen die Autobahn und stossen über Fichtenwälder auf Brück zu. Zum zweitenmal sind wir der Umklammerung entgangen. Wir übernachten in der Nähe von Golzow, das tags zuvor russisch besetzt gewesen war und in dem die Zivilbevölkerung Schweres durchzustehen hatte. Brandenburg wird noch immer hart unkämpft. Wir fahren zwischen Brandenburg und Genthin durch und wollen unsere Entschlüsse von der sich weiter entwickelnden Lage abhängig machen.

Mittwoch, 2. Mai 1945

Die starken, russischen Kräfte, die bei Frenslau durchgestossen sind, überfluten die anscheinend schwachen, deutschen Truppen, die sich nordwestlich Berlins befinden. Die Front rückt wieder Stunde um Stunde näher. Wir entschliessen uns nach Havelberg zu fahren. Truppenkolonnen rasen hin und her. Jegliche Führung fehlt. In Havelberg erfahren wir, dass die Chaussee nach Hamburg bereits durch russische Panzerspitzen gesperrt ist. Wir entschliessen uns auf der Strasse nach Bad Wilnack zu fahren, die bereits gelegentlich unter amerikanischem Artilleriefeuer gelegen hat. Vielleicht bietet sich längs der Elbe noch eine Möglichkeit zu entkommen. Die Auflösung in den Truppenteilen ist unaufhaltsam. Disziplin existiert nicht mehr, Waffen werden weggeworfen, ein rücksichtsloses "Rette sich, wer kann" wälzt den Schwächeren nieder. Halbwegs zwischen Havelberg und Wilnack stoppt plötzlich der Strom, die Strasse wird leer, weisse Fahnen an den Häusern, die Nachricht erreicht uns: Am Dorfausgang stehen die ersten russischen Panzer. Jetzt bleibt nur noch der direkte Weg nach der Elbe. Vielleicht bietet sich eine Möglichkeit, ins amerikanisch besetzte Gebiet zu kommen. Ueber einen Seitenarm der Elbe werden wir nach vielen Bemühungen noch übersetzt. Die Waffen der entflohenen Landser fliegen ins Wasser, alles strömt dem Westen zu.

Als wir die jenseitige Uferböschung besteigen und den Blick auf die eigentliche Elbe und das Ufergelände gewinnen, bietet sich ein erschütterndes Bild. Vielleicht 10 000 Menschen versuchen den Uebergang über die Elbe zu gewinnen. Einige amerikanische Soldaten sind mit Sturmbooten übersetzt und erklären, sie würden im Laufe des Tages die Wartenden übersetzen. Den nasakalten Wind mit Regen untermischt spürt man kaum, da die innere Erregung uns

gefangen nimmt. Verwundete, Frauen mit Kindern, Zivilisten, Soldaten in unabsehbarer Menge sind nur von einem Wunsch beseelt, die Elbe zu überschreiten. Tatsächlich setzen die Amerikaner auf einer kleinen Dampf-Pinasse über. 30 Menschen nimmt dieses Schiffchen auf einmal auf und Zehntausende warten. Viele versuchen aus dem herumliegenden Material ein Floss zu bauen. Wir peilen die Lage. Noch ehe wir unseren Entschluss fassen, rollt ein russischer Panzer Heran, dem ein Offizier entsteigt, der sich Übersetzen lässt. Jetzt merken wir deutlich, es ist eine Minute vor 12. Ein Übersetzen auf legalen Wege dürfte unmöglich sein. Es musste jetzt alles auf eine Karte gesetzt werden. Entweder erreichen wir nunmehr das westliche Ufer oder die Hoffnung, unsere Angehörigen bald wieder zu sehen, war ganz ungewiss. Nach einigem Zögern entschlossen wir uns, hinüber zu schwimmen, trotzdem offensichtlich sehr viele Versuche fehlschlagen, wie die Hilferufe der Ertrinkenden erkennen lassen. Die Weltuntergangsstimmung hatte ihren Höhepunkt erreicht. Hier und da endete ein Verzweifelter sein Leben durch eine Kugel. Das Entsetzen stand den Frauen ins Gesicht geschrieben. Alle Anstrengungen schienen umsonst. Die Landser fielen in dumpfe Resignation. Nie werde ich diese Stimmung, die mit Worten kaum wiedergegeben werden kann, mehr vergessen.

Noch zögerte ich, das Risiko eines Durchschwimmens der Elbe auf mich zu nehmen, da die Gefahr einer Lungenentzündung bei der grossen Kälte sehr gross war. Hettling und Wehmeyer trübten dazu. Wir fuhren etwas Elbe aufwärts, liessen alles liegen und nehmen nur das Allerwichtigste an Gepäck mit. Einen Fahrradschlauch schlinge ich mir um die Brust, den Rucksack hänge ich an einen gefundenen Autoreifen. Hinein ging in die eiskalte Elbe, während fast gleichzeitig ein Lautsprecher von drüben ankündigte, dass die russische Armee alle auf dem ostwärtigen Ufer befindlichen Personen als Kriegsgefangene betrachte und eine Ueberquerung verboten sei. Wer es trotzdem versucht, wird beschossen, verkündete der Lautsprecher weiter und schon peitschten einige Schüsse übers Wasser. Die Würfel waren gefallen. Wir befinden uns im Wasser. Der Versuch musste zu Ende geführt werden. Ich treibe stärker ab als die anderen, komme dem westlichen Ufer schliesslich näher, da schien aller Einsatz umsonst gewesen zu sein, da ich von der starken Strömung der Prallseite mitten zwischen zwei Lazarett-Zillen hängengegriffen wurde. Die Strömung hätte mich unter Wasser gedrückt, einem sicheren Ende entgegen. Im letzten Moment wirft mir eine Schwester von der einen Lazarett-Zille ein Seil zu, das ich, trotzdem ich bereits völlig steifgefroren bin, noch erreichen kann. Erst jetzt wird mir die Gewalt der Strömung so recht bewusst. Ein Fischerjunge holte mich mit einem Boote heraus und setzte mich völlig steifgefroren und am Ende meiner Kräfte auf einer Bühne ab. Zwei Amerikaner kontrollierten wortlos mein Gepäck und liessen mich dann stehen. Ohne die energische Aufforderung eines zufällig vorbeikommenden Veterinärs wäre ich wohl an Ort und Stelle liegen geblieben. Dieser zog mich bis zum nächsten Sammelplatz etwa 250 Meter vom Ufer entfernt. Langsam kam durch die Bewegung wieder etwas Beweglichkeit in meine Glieder. Völlig durchnässt, fast ohne Gepäck, befinde ich mich nun in amerikanischer Gefangenschaft. Es war die Gegend von Albendorf, etwa 40 km von Arendsee (Altmark) entfernt. Kameraden gaben mir eine Zigarette und ein Stückchen Schokolade, um die Lebensgeister wieder etwas zu beleben. Nach kurzer Zeit wurden wir in einem LKW. zu einem grösseren Sammelplatz gefahren. Mittlerweile war es etwa abends 8 Uhr geworden. Dort erfolgte die Einweisung der Gefangenen in Gefangenekompanien, sie erhielten Anweisung für ihr Verhalten, über das was sie abzulie-

fern hätten usw. Ich fror jämmerlich auf diesem völlig dem Sturmwind ausgesetzten freien Feld. Ein gefangener Zivilist stand nicht im Reglement. Man wusste nicht recht, was man mit mir sollte. Bis gegen Mitternacht wurde ich trotz meiner wiederholten Aufforderung, mich zu entlassen oder abzutransportieren, vertröstet. Schliesslich packte man mich mit auf einen der letzten Offizierstransporte. Auf offenem Lastwagen gings etwa 40 km mit einer höllischen Geschwindigkeit nach Arendsee. Der schneidende Wind auf der völlig durchnässten Kleidung erzeugte ein unerträgliches Kältegefühl. Wie Stunden kam mir die etwa 1/2 stündige Autofahrt vor. Glücklicherweise wurde ich nicht in einem offenen Camp ausgeladen, sondern kam in ein Kino, das als Gefangenenlager hergerichtet war. Endlich etwas Wärme. Endlich konnte ich die nassen Sachen ausziehen und mich in einen trockenen Militär-Mantel hüllen. Für einige Stunden sank ich auf dem harten Fussboden in einen tiefen Schlaf der Erschöpfung.

Donnerstag 3. Mai und Freitag 4. Mai 1945.

Durchgangs-Gefangenenlager. Frostlose Stimmung, fast nichts zuesen. Das Schicksal als Zivilist ungewiss, zwischen Abtransport nach Südfrankreich und baldiger Entlassung wandelten sich die Gerüchte. Die Nachrichten über die verschiedenen Kapitulationen kamen durch den ständig laufenden Rundfunk. Es war zermürbende. Endlich am 4. gegen 18 Uhr wurde ich auf Grund meiner mehrfachen energischen Vorstellungen entlassen, wenn auch ohne Papiere. Ich war frei. Der Weg nach Thüringen stand offen. Es kam jetzt nur noch darauf an, die 250 km Luftlinie, die mich von meinen Lieben trennte, zu überwinden.

Auch dies gelang nach mannigfachen Abenteuern mit Hilfe guter Menschen und dank der unbeirrbaren Zähigkeit, mit der ich auf mein Ziel lossteuerte. Am 13.5. mittags erblickte ich zuerst Rainer, im Hofe unserer Wirtsleute in Storchsdorf. Ein ungläubig erstaunter Ausruf "Mutti, unser Vati ist da" war die erste Reaktion. Marianne wollte es nicht glauben, bis sie mich selbst, zwar abgerissen, fusskrank und zähenlich geschwächt, aber doch lebend und leidlich wohlbehalten wiedersah.

Institut für